

Gabriela Schreder

Ich bin die Andere – Die Bedeutung der Differenz in der Erfahrung psychotherapeutischer Gegenseitigkeit¹

Zusammenfassung: *Die interaktive Wende hat den Blick zu einseitig auf das Gemeinsame gelenkt und darüber die Bedeutung der Differenz aus den Augen verloren. Dabei ist gerade das Wechselspiel von Vertrautem und Differentem, die Erfahrung von Ähnlichem und Verschiedenem das weitertreibende Moment in der Psychotherapie wie in der Beziehung zwischen Menschen insgesamt.*

Die vorliegende Arbeit will das Aufeinandertreffen von Fremdem im Vertrauten und Vertrautem im Fremden in verschiedenen Facetten in seiner Bedeutung für die Entwicklung des Kindes und in der Folge in seiner Bedeutung für die Entwicklung für Klientin und Therapeutin in der Psychotherapie betrachten. Die Form der Arbeit als essayistische wird dabei vom Inhalt selbst bestimmt: die essayistische Herangehensweise schmiegt sich dem Gegenstand an, um ihn von innen heraus sich entfalten zu lassen und ist damit eine adäquate Form für die behutsame Annäherung an das Fremde im Vertrauten.

Schlüsselwörter: *Bedeutung der Differenz in der psychotherapeutischen Gegenseitigkeit, Fremdes/Vertrautes, das bedeutsame Mehr*

Abstract: I am the other. The significance of difference in the experience of reciprocity in psychotherapy. *By now, almost all of the psychotherapy schools are applying the interactive approach. The person-centered psychotherapy in particular emphasizes the experience of the relationship as a basis for its therapeutic effect. However, the interactive approach has focused too much on the similarities and thus lost sight a bit of the significance of dissimilarities. But it is precisely the interplay of the familiar and the different, the experience of similarities and dissimilarities that constitutes the driving force in psychotherapy as well as in relationships between persons in general.*

The experience of sharing and of not sharing something leads to something other beyond the purely similar. The present paper intends to observe the meeting of the new and different within the familiar and the familiar within the new in its diverse facets and its significance for the development of a child and also in its significance for the development of client and therapist in psychotherapy.

The essay form of the paper has been determined by its content: since the essayistic approach lends itself nicely to its subject facilitating thus its unfolding from within it is also an adequate form for the gentle approximation of the unfamiliar within the familiar.

Keywords: *significance of differences in the experience of mutuality in psychotherapy, unfamiliar / familiar, significant added value and the gradual shifting of emphasis*

*„Ich bin. Aber ich habe mich nicht.
Darum werden wir erst.“ (Ernst Bloch)*

Einleitung

Beginnen will ich mit einem Zitat:

„Als ich mit meinem Manuskript das Arbeitszimmer betrat, flirtete ein Sonnenstrahl durch den Raum, ein hin und her zuckender Strahl, der, von einem Handspiegel reflektiert, durch die Fensterscheiben drang. Beckett öffnete das Fenster, offensichtlich wohlvertraut mit

diesem Phänomen. Der Sonnenstrahl wurde von einem im Untersuchungsgefängnis La Santé einsitzenden Häftling auf sein Fenster gerichtet. Beckett breitete die Arme aus und beugte sich in Richtung des Zellenfensterchens, um dem einsamen Menschen sein Mitgefühl auszudrücken. Er breitete seine Arme mehrmals aus, bis das Flirren aufhörte. Ich erinnere mich daran, dass Beckett nach diesem Intermezzo sagte: *Ils ont un tel besoin de contact.* Der

¹ Der Beitrag ist ein Auszug aus der schriftlichen Arbeit zur Ausbildung in Personenzentrierter Psychotherapie in der Arbeitsgemeinschaft für Personenzentrierte Psychotherapie, Gesprächsführung und Supervision (APG) / Institut für Personenzentrierte Studien (IPS). Wien 2008.

kontaktsuchende Bewohner der Santé-Zelle wird vermutlich nie erfahren haben, dass die ihm zuwinkende Person der Autor von *Warten auf Godot* war, jenes Stückes, das 1954 in der Rheinischen Sträflingsanstalt Lüttringhausen und später auch im Gefängnis von St. Quentin und in einer schwedischen Strafanstalt inszeniert wurde.“ (Tophoven, 2006)

Auf berührende Weise beschreibt Elmar Tophoven, der Übersetzer der Werke von Samuel Beckett ins Deutsche, den Kontakt, den ein Gefangener der Strafanstalt La Santé mit einem für ihn Unbekannten im Haus vis-a-vis aufgenommen hat. Es ist das Bedürfnis nach Resonanz, das von keinem Geringeren als von Samuel Beckett auf einfühlsamste Weise in einer Form zutiefst empfundener und gelebter Humanität beantwortet wurde. Was zwischen Beckett und dem Gefangenen Beziehung herstellt ist, dass das Signal des Einen vom Anderen gesehen und in seiner Bedeutung als Wunsch nach Erwidern erkannt wird. Aber Beckett erwidert nicht nur einfach, er gibt das Signal nicht einfach in gleicher Weise zurück, als Lichtsignal etwa, sondern er geht durch das Sich-Hineinversetzen in die Psyche und die Nöte eines Gefangenen darüber hinaus. Beckett übersetzt das Signal und erspürt darin das Bedürfnis nach Kontakt aus der Einsamkeit heraus. Er nimmt damit den Anderen als Einsamen wahr und drückt ihm wiederum mit einem Signal, das der Andere für sich zu interpretieren weiß, sein Mit-Gefühl aus, er setzt sich mit ihm in Beziehung. D.h. er nimmt für einen Augenblick an der Einsamkeit des Anderen teil. Der Gefangene nimmt seinerseits den Anderen vis-a-vis als teilnehmendes Gegenüber wahr. Gemeinsam stellen sie einen imaginären intersubjektiven Raum her und lösen darin die Einsamkeit des Einen für diesen Augenblick zumindest in einem gemeinsamen Erleben auf. Durch die Erwidern Becketts wird nicht nur das Signal in seiner Bedeutung erkannt, sondern der Andere selbst als Einsamer in seinem Bedürfnis nach Kontakt anerkannt. Um den gemeinsamen imaginären Raum, von dem beide gleichsam umschlossen sind, überhaupt herstellen zu können, bedarf es aber eines Dritten von außen kommenden: des Sonnenstrahls, der in die Gefängniszelle dringt. Der Häftling nimmt ihn als impulssetzendes Signal auf und gibt ihn reflektierend weiter. Das gemeinsame Ritual – das „Phänomen“ ist Beckett „wohlvertraut“ – ist das Band zwischen beiden: der Gefangene fängt mit seinem Handspiegel einen Sonnenstrahl auf und spiegelt ihn an Becketts Fenster zurück, dieser fängt ihn auf, spürte der Bedeutung vermutlich beim ersten Mal in seinem Inneren nach, übersetzt das Signal, wandelt es um und antwortet mit dem Ausbreiten seiner Arme, als würde er ihn über die räumliche Distanz hinweg umarmen. Beckett wiederholt dies, bis das Flirren aufhört. Mit der Verwandlung des Signals fügt Beckett ein *bedeutsames Mehr* hinzu, es entsteht ein etwas für beide gemeinsam signifikant Drittes an dem Elmar Tophoven als Dritter als Beobachter und Chronist teilnehmen kann, als Dritter, der allerdings von dem Geschehen nicht unberührt bleibt. Es entsteht Ein-Verständnis über etwas, das nicht ausgesprochen werden muss, eine große Nähe in großer Distanz.

Trotz großer Distanz? Schwer zu sagen, ob sich diese Nähe zwischen beiden auch bei räumlicher Nähe eingestellt hätte. So sehr dieses Geschehen indes die beiden umschließt, so schließt es die Anderen nicht aus. Es sind darin die Erfahrungen beider mit Anderen, Dritten, aus ihrer je eigenen Vergangenheit in der gemeinsamen Gegenwart, aus der sich wiederum Zukünftiges entfaltet, aufgehoben. Ein Moment von „Dialektik im Stillstand“ also, in dem die Zeitebenen aufeinandertreffen, sich durchwirken, „Gegenwartsmoment“, Kairos! Hier kreuzen sich indes nicht nur die Zeitebenen sondern auch die Wege auf dem Übergang von sich selbst zum Anderen hin, von mir zu dir.

Ist, was sich hier aus der Not, wie ein Ruf aus dem Entbehrten ins Entbehrte, auf kreative Weise Ausdruck verschafft, ein angeborenes Bedürfnis nach Resonanz, nach Beziehung? Beziehung ist wohl immer, steht doch niemand und nichts für sich allein. Es gibt, wie wir implizit wissen und wie Hegel explizit uns lehrt, nichts zwischen Himmel und Erde, das nicht in irgendeiner Weise miteinander vermittelt wäre. Menschen werden aus einer Beziehung von Frau und Mann in Beziehungen hineingeboren und sie sind als Säuglinge und darüber hinaus ein Leben lang auf Beziehung angewiesen. Sie sind in ein Gefüge zwischenmenschlicher Beziehungen eingebunden. Zwischen den beiden Polen von Autonomie und Angewiesenheit, von Ich und Du, Subjekt und Objekt, von Innenwelt und Außenwelt, in ihrer Wechselwirkung und ihrem dialektischen Spannungsverhältnis *bewegt* sich menschliches Leben.

Ich will mich in meinen Reflexionen, ausgehend von meiner Arbeit in der psychotherapeutischen Praxis, mit dem angeborenen menschlichen Bedürfnis nach und der Angewiesenheit auf Beziehung beschäftigen. Mit dem bedeutsamen Mehr, das entsteht, wenn Fremdes und Vertrautes aufeinandertreffen. So wenn die Signale der Einen in der Anderen (ich verwende der Einfachheit halber die weibliche Form) einen eigentümlichen Resonanzraum finden, in dem diese auf besondere Weise anklingen. Sie werden unverwandelnd umgewandelt, sodass in der Erwidern der Anderen das Empfinden der Einen wiederum in eigentümlicher, veränderter, verändernder Weise berührt wird. In diesem Hin und Her gestalten schließlich beide das gemeinsame Erleben langsam wie in einer allmählich sich vollziehenden Akzentverschiebung neu.

Rogers hat darauf hingewiesen, dass die therapeutische Beziehung und die hilfreichen Bedingungen, die in ihr zu Entwicklung führen, nicht isoliert zu betrachten sind, vielmehr gibt es „allen Grund anzunehmen, daß die therapeutische Beziehung nur einen Fall zwischenmenschlicher Beziehungen darstellt, und daß die gleiche Gesetzmäßigkeit alle sozialen Beziehungen regelt. Es erscheint sinnvoll, anzunehmen, daß das Kind dann selbständiger, sozial angepaßter und reifer wird, wenn ein Elternteil mit seinem Kind ein psychologisches Klima wie das hier beschriebene herstellt.“ (Rogers, 1961a/1973, S. 50) Das psychologische Klima, das Rogers hier anspricht, umfasst die notwendigen Bedingungen, die für die Entwicklung von Bindungs-, Beziehungs- und Selbstsystemen im

familiären Kontext des Kindes wie in der psychotherapeutischen Beziehung wirksam sind: es sind dies Authentizität, unbedingte Wertschätzung und Empathie.

Ist also für die Psychotherapeutin in der psychotherapeutischen Beziehung, soll in ihr Veränderung, Entwicklung möglich sein, das zu tun wie für eine feinfühlig Mutter auch, wie der bekannte Bindungsforscher Karl Heinz Brisch in einem Workshop pointiert bemerkte? Biermann-Ratjen schreibt, dass die Aufgabe der Psychotherapeutinnen und Psychotherapeuten darin liegt, „das, was der Patient von sich selbst nicht oder nicht mehr weiß, empathisch zu verstehen und liebevoll anzunehmen – so wie die Mutter ihren Säugling versteht und entsprechend behandelt, und das auch schon bevor sie sprachlich kommunizieren können, so lernt der Patient, auch mit sich selbst darüber sprachlich zu kommunizieren“ (Biermann-Ratjen, in: Wakolbinger 2005, S. 134). Durchaus können wir also die Erkenntnisse aus der Säuglingsforschung und Bindungstheorie für die heilsamen Wirkungen in der Psychotherapie Erwachsener fruchtbar machen. Ich will mich im Folgenden hauptsächlich auf die Bedeutung der Differenz in der Erfahrung von Gemeinsamkeit zwischen Bindungsperson und Kind beziehen. Die Erkenntnisse aus Bindungstheorie und Säuglingsforschung müssen hier nicht im Detail nachvollzogen werden, sie sind bekannt.

Entwicklungstheoretische Prämissen

„Es gibt keine Entfaltung des Ich dadurch, daß das Ich sich selber wie eine Pflanze hegt und pflegt und mit Wasser begießt und sich darüber freut, wenn es schön zur Blüte kommt.“ (Theodor W. Adorno)

Es gibt keine Entfaltung des Ich aus sich selbst heraus ohne die Anderen, ohne signifikante Andere. Ohne den „Akt der Entäußerung“ sieht das Ich „in einen Abgrund von Leere hinein“, wie Adorno Schopenhauer zitierend bemerkt (Adorno, 1974, S. 236). Übertragen auf die Erkenntnisse der modernen Entwicklungstheorie heißt dies: „Das Selbst ist ein komplexes System, das in seiner gesunden Entwicklung über die Fähigkeit zur intersubjektiv vermittelten Selbstbeziehung verfügt, das aber im Fall des Misslingens seiner Entwicklung ein unbewusstes ‚Sich-selbst-nicht-Kennen‘, eine Leere unterschiedlichen Ausmaßes in sich trägt“ (Klöpper, 2006, S. 182). Um unsere Person zu entwickeln und uns unserer Innenwelt und Außenwelt bewusst zu werden, benötigen wir den Blick der Anderen und in Wechselwirkung darauf auch den Blick auf andere Seelen. Ist Beachtung existenziell wichtig im Sinne von Versorgt-Werden als Säugling, als Kind und in gewisser Weise auch als Erwachsener, so führt erst die bedingungsfreie positive Beachtung der Bindungspersonen zu Entwicklung und Reifung der Persönlichkeit. Nahrung allein reicht nicht aus, es bedarf auch des emotionalen und kognitiven Genährt-Werdens.

Die Entwicklung der kindlichen Seele erfolgt in einem interaktiv-relationalen Kontext im kommunikativ-emotionalen Austausch mit seinen Bindungspersonen. Im emotionalen Austausch mit der Außenwelt entfaltet sich für das Kind die Innenwelt. Von der Antwort der Bindungsperson auf die affektiven Signale des Säuglings hängt es ab, wie dieser sich verstanden fühlt – die emotionale Färbung der Beziehung, die sich in wiederholten gemeinsamen Erfahrungen bildet, ist dabei entscheidend für die Gestaltung und Qualität von Bindungsmustern. „Der Säugling lernt, diese wiederkehrenden Muster zu erkennen, zu erwarten und zu erinnern. Sobald sie wiederkehren, werden sie generalisiert und beginnen die Erfahrung des Säuglings zu organisieren (Klöpper, 2006, S. 57).“ In die philosophische Terminologie übersetzt bedeutet dies, dass in der Erinnerung so etwas wie ein einheitliches Selbstbewusstsein überhaupt erst begründet ist. Gäbe es kein Erinnern an Vergangenes, gäbe es auch kein für die Zukunft zu Erwartendes und damit keine Erfahrung, nicht Kontinuität, sondern nur ein „vertikales Chaos“ (Adorno, 1974, S. 61). „... in unserem Bewußtsein werden (...) Erlebnisse festgehalten, sie hinterlassen Spuren ... Wir können auch sagen, sie werden erinnert oder wir erwarten für die Zukunft ihresgleichen.“, so T.W. Adorno (Adorno, 1974, S. 119). (Interessant ist in diesem Zusammenhang die Beobachtung an einigen Kindern, die für *unbestimmte* Zeit in einer Wohngemeinschaft untergebracht sind und, obwohl schon über neun Jahre alt, trotz großer Bemühungen der Sozialbetreuerinnen, die Uhr nicht lesen können und nur ein lückenhaftes Zeitgefühl entwickelt haben – hier fehlt offenbar das Bewusstsein für den zeitlichen Zusammenhang des eigenen Lebens, der sich aus dem Bewusstsein für die eigene Vergangenheit, die Gegenwart und einer gewissen Vorwegnahme von Zukünftigem herstellt). Festzuhalten gilt es, dass die Bindungsmuster, die sich aus der Interaktion zwischen Säugling und Beziehungspersonen bilden, im besten Fall nicht starre Muster sind, sondern dass Menschen die Möglichkeit in sich tragen, diese durch neue Erfahrungen unablässig zu transformieren und zu restrukturieren.

Diese Erkenntnis ist in der Personzentrierten Psychotherapie durch die Betonung der Aktualisierungstendenz, die im Einzelnen in ihrer entfaltenden Qualität zwar gehemmt, nie aber eliminiert werden kann, fest verankert. Für die moderne Psychologie – mit ihrer Fixierung auf den Menschen als Gewordenen, kaum als Werdenden – ist sie neu.

In affektiver Abstimmung mit dem Säugling, Stern spricht von affect attunement, nimmt die Beziehungsperson die affektiven Signale des Säuglings wahr und modifiziert sie in ihrer Antwort darauf, d. h. sie fügt etwas hinzu, spiegelt nicht nur. Ich denke etwa an eine liebevolle Pflegeperson, die den Schmerz des Kindes, das sich wehgetan hat, nachzuempfinden trachtet, den Zustand des Leidens mit dem Kind teilt, durch ihr Wissen aber, dass dieses Leiden vorübergeht, im Tonfall ihrer Stimme, in ihrer Gestik und Mimik dem Kind das Tröstende vermittelt, das über die gefangene

Unmittelbarkeit seines Schmerzes hinausführt. Ähnliches passiert in der Psychotherapie zwischen Klientin und Therapeutin.

Blieben wir aber beim Kind. Wird der Schmerz von der Bindungsperson nicht wahrgenommen, nicht anerkannt, bleibt er diffus, er ist aber trotzdem vorhanden. Ich denke da an eine Klientin, deren Sohn an einer Wahrnehmungsstörung leidet. Schmerz wird von der Klientin nicht wahrgenommen. Das äußert sich u. a. in ihren Schilderungen so etwa, wenn sie beschreibt, wie ihr Sohn sich weh getan hat, weil die Tochter eine Klemmlampe an einen anderen Platz gegeben hat. Er ist darüber gestolpert, hat sich weh getan, sie beschreibt den Ärger auf ihre Tochter, dass ihr Sohn nicht mehr aufgehört hat, zu schreien und zu jammern, dass sie ein Taxi geholt hat und ins Krankenhaus gefahren ist. Die Mutter geht über das Empfinden des Schmerzes hinweg, sie überspringt es gleichermaßen, geht über in die Aktion – der Sohn bleibt übermäßig lange in der Erregung.

Die Bindungsperson aber, der es gelingt, auf die Stimmungslage des Kindes einzugehen, modifiziert und verändert diese auch wieder durch ihre Stimmlage, im Prononcieren und im Rhythmus ihres Sprechens, sie beruhigt, sie stimuliert, sie akzentuiert, reagiert auf das eine und das andere bewusst oder auch unbewusst nicht – Günter Zurhorst verweist auf die „*notwendige Selektivität*“ (Zurhorst, 2007, S. 86). Sie wirkt dadurch und mit der Beachtung oder Validierung des einen und der Nicht-Beachtung von anderem auf die kindliche Seele prägend. Es ist also, auch wenn die Pflegeperson den Ausdruck des Kindes übernimmt, keine exakte Entsprechung, wie es etwa die gern zitierte Spiegelmetapher suggeriert: „Tatsächlich fanden wir auf unserer Skala einen signifikanten Mangel an exakter Entsprechung. Vielmehr bewegten sich die Partner primär in *dieselbe affektive Richtung* ...“ (Beebe & Lachmann, 2004, S. 112). Diese Beobachtung, die Beebe und Lachmann wie Daniel Stern in Untersuchungen machten, scheint mir bedeutend zu sein, weil darin das Moment und die Erfahrung der *Differenz* zwischen sich selbst und der Anderen bereits enthalten sind. Es handelt sich zwischen Bindungsperson und Säugling daher nicht um eine symbiotische Beziehung im Sinne von Verschmelzung, allenfalls um Verschmelzungszustände.

Die Differenz von ausgedrücktem Affekt und der Antwort darauf lässt dem Kind den nötigen Raum, um ein Konzept für seinen *eigenen* Gefühlszustand zu entwickeln, für das Erleben von sich selbst in Abgrenzung von Anderen. Die Differenz, das Nicht-Identische im Identischen, verschafft Kind und Pflegeperson in ihrer Beziehung zueinander den nötigen Spielraum, einen „*Möglichkeitsraum*“ (Klöpper, 2006, S. 179), in dem für beide Neues entstehen kann. So ist das Zusammentreffen von Eigenem und Fremdem das stimulierende und weitertreibende Moment. In diesem Wechselspiel von Nähe und Distanz, von Identität und Nicht-Identität, von Vertrauen und Fremdem findet Entwicklung statt. Indem die Pflegeperson in ihrer Antwort auf die Signale des Kindes den seelischen Zustand des Kindes teilt, weist sie zugleich als die Andere darüber hinaus (Klöpper, 2006, S. 82).

Wenn sich die Bindungsperson zu sehr z. B. mit dem Schmerz des Kindes identifiziert, dann lässt sie dem Kind nicht den Raum, seinen eigenen Schmerz als *seinen eigenen* Schmerz zu erfahren, sondern überlagert das Empfinden des Kindes mit ihrem eigenen Empfinden. Da vermischen sich die Dinge zur Unkenntlichkeit, das Kind lernt nicht, zwischen Eigenem und Fremdem zu unterscheiden, es findet den Zugang zum Eigenen nicht. Das zeigt sich sehr häufig bei Ängsten, wenn die Ängste der Bindungspersonen, die aus den eigenen Erfahrungen kommen, das Empfinden des Kindes überlagern, von ihm Besitz ergreifen.

Fehlabstimmungen führen dabei nicht notwendig zu negativen Interaktionsmustern, wenn die Pflegeperson gemeinsam mit dem Kind das regulatorische Gleichgewicht wieder herstellt. Wenn Fehlabstimmungen aber überwiegen oder dauerhaft erfolgen, dann ist dies für das Kind und darüber hinaus für den Erwachsenen in seinem Bindungsverhalten bestimmend. Es ist für die Bildung der Persönlichkeit prägend, wenn Signale inadäquat – übertrieben, emotional flach – oder aber gar nicht beantwortet werden, wenn die Pflegeperson trotz Anwesenheit für die eigenen Intentionen nicht oder nur unzulänglich erreichbar ist. Wenn das Kind also die beständige Erfahrung macht, in seinen Bedürfnissen nur unzureichend wahrgenommen oder gar missachtet zu werden, dann entwickelt das Kind aus diesen konstanten negativen Erfahrungen negative Erwartungen. Da das Bedürfnis nach Bindung aber ein basales ist, „so unverzichtbar wie die Luft zum Atmen für den Menschen“ (Klöpper, 2006, S. 128), lernt das Kind auf Kosten seiner Intentionen in Beziehung zu sein, es lernt, aus Nicht-Beachtung sich nicht zu beachten. Selbstbewusstsein entsteht aus dem Bewusstsein ihrer, seiner selbst. D. h. wenn das Kind in empathischer Weise von der Bindungsperson wahrgenommen wird, entwickelt es auch Empathie für sich selbst. Wenn die Bedürfnisse aber nicht in empathischer Weise von der Pflegeperson wahrgenommen, beantwortet und damit markiert werden, ist der Bezug zu ihnen ein verzerrter, mitunter gar ab-gespaltener. Heinerth spricht von einer Lücke zwischen organismischer Erfahrung und dem dazugehörigen Ausdruck (Heinerth, 2007, S. 270), was ich im besonderen Maß in der Arbeit mit substanzabhängigen Menschen immer wieder erfahre. Es ist wie eine Art von Missing Link. Ich kann dies am Besten an einem Beispiel erläutern. Eine alkoholabhängige, alleinstehende, in ihrer Kindheit schwer traumatisierte Frau erzählte mir nach einem Entzug von einem Albtraum: „Ich träumte von einem schönen Mann, in den ich mich verliebt habe, der Mann aber hat sich von mir abgewandt. Ich habe angefangen, wieder zu trinken.“ Auf meine Frage, was sie als besonders schrecklich in dem Traum erlebt hat, meinte sie: „dass ich wieder angefangen habe, zu trinken“, auf meine Bemerkung, ob es nicht auch schmerzhaft war, dass der Mann, in den sie sich im Traum verliebt hat, sich von ihr abgewandt hat, meinte sie: „Nein, das war nicht schlimm“. Obwohl also für mich die Verbindung vom enttäuschten Gefühl zum Trinken in dem Albtraum

nachvollziehbar und erkennbar war, war sie für die Klientin unterbrochen.

Eine der Ursachen für inkongruente oder verzerrte organismische Erfahrungen liegt in der wiederholten inadäquaten Antwort von Pflegepersonen auf die Signale des Kindes. Wenn die Signale des Kindes wiederholt nicht oder nur sehr unzureichend beantwortet werden, kann das Kind nur ein unzureichendes Konzept für die eigenen Bedürfnisse und Gefühle entwickeln. Auch dies möchte ich mit einem Beispiel aus meiner psychotherapeutischen Arbeit mit einem alkoholabhängigen Mann illustrieren. Die Mutter des Mannes erzählte mir, dass der Klient ein äußert „pflegeleichtes“ Baby war, es sei ganz einfach gewesen, ihn zufriedenzustellen: da sie selbst in Beruf und Haushalt sehr gefordert war, gab sie ihrem Baby, wenn es sich unruhig zeigte, einen Schnuller mit Honig, worauf dieses sich sofort beruhigte. Sie reagierte zwar auf die Signale des Kindes, aber überwiegend und ohne Rücksicht auf die verschiedenen Bedürfnisse des Kindes mit dem Einsatz desselben Mittels. Der Klient konnte keinen differenzierteren Bezug zu seinen Bedürfnissen herstellen und auch selbstregulatorische im Wechsel mit interaktiven Regulationsmechanismen für sich nur unzureichend entwickeln. Er verfügte daher bei starken affektiven Spannungen nur über eine sehr eingeschränkte und destruktive Strategie, diese zu reduzieren. Auch wenn hier die Entwicklung rückblickend zu einer sehr linearen Sichtweise verführt, so sei doch davor gewarnt, blendet diese doch die Komplexität und die lebenslange Modifikation und Restrukturierung menschlichen Erlebens aus, wie Beebe und Lachmann sie für ihre psychotherapeutische Arbeit hervorheben.

Es ist wichtig, den Blick für das Gemeinsame in der Beziehung zwischen Kind und Pflegeperson nicht zu verlieren. Es ist ein wechselseitiges Sich-Beeinflussen aus dem wechselseitigen Sich-Erleben und ein gemeinsames Gestalten der Beziehung, in das auch viel implizites und nicht bewusstes Beziehungswissen von Seiten der Pflegepersonen einfließt. Erinnerungen an die eigene Kindheit, Zuschreibungen, wie sie sich etwa schon in der Namensgebung eines Kindes zeigen und in dem Wunsch und dem Versuch, den „Überschuss des Fremden im Vertrauten“, um mit Waldenfels zu sprechen (Waldenfels in: Kriz & Slunecko, 2007, S. 82) durch die Feststellung von Ähnlichkeiten und Verwandtem im Kind erträglich zu halten und ihm damit seinen Platz im familiären Kontext zu geben – „wie die Mama/wie der Papa, der Opa, die Oma usw.“ Dies ist dann je nach Qualität der Beziehung positiv oder aber negativ konnotiert. Nicht zu vergessen ist der Platz, der dem Kind im gesellschaftlichen Kontext in geschlechts- und klassenspezifischer Hinsicht zugesprochen wird.

Bindungspersonen sind in einen gesellschaftlichen Kontext eingebunden, sind Wesen mit eigenen Wünschen und Ängsten, mit denen das Kind konfrontiert wird. Das Kind wird in soziale Zusammenhänge, die gewisse Erfahrungen ermöglichen, andere wiederum nicht möglich machen, hineingeboren. (Über das Ineinander von Identität und Nichtidentität siehe Waldenfels, 1997).

Freilich bergen persönliche Zuschreibungen wie auch gesellschaftliche Leitbilder des Soseins (so hat ein Mädchen zu sein, so hat ein Bub zu sein) für die Entwicklung der Persönlichkeit die Gefahr der Entfremdung, eines „falschen Selbst“, der Inkongruenz in sich. Ist bedingungsfreie Beachtung also überhaupt möglich? Ist damit die von Rogers eingeführte Bedingung bedingungsfreier Beachtung infrage gestellt? Ich denke, Rogers war sich dieses Problems durchaus bewusst, wenn er schreibt: „Es ist nicht nötig (noch ist es möglich), dass der Therapeut ein Musterknabe ist, der diesen Grad von Integration, von Ganzheit in jedem Aspekt seines Lebens an den Tag legt. (...) wenn der Therapeut diese Gefühle seinem Bewusstsein gegenüber nicht verleugnet ..., dann ist die Bedingung, die wir aufgestellt haben, erfüllt.“ (Rogers & Schmid, 1991, S. 172). Das bedeutet für mich zugespitzt und zugegebenermaßen provokant formuliert, kongruent zu sein auch in der eigenen Inkongruenz, d. h. sich ihrer bewusst zu sein, mit Ambivalenzen und Widersprüchen in Kontakt zu sein, sie zu spüren und mit zu bedenken, die „grundsätzliche und unentrinnbare Dialektik allen Fühlens und Erlebens“ (Klöpper, 2006, S. 185) anzunehmen. Es kann daher nur darum gehen, Inkongruenz nicht abzuwehren, sondern sich ihrer in der Beziehung zu einem signifikanten Anderen gewahr zu werden. So entsteht Inkongruenz in der Beziehung, – wie das Leiden des Einzelnen zugleich das Leiden in Beziehung zu sich selbst und zu anderen ist –, und gestaltet sich wiederum in Beziehung als kongruente Erfahrung neu. Da Kongruenz zwischen Selbst und Erfahrung nicht einfach eine Konstante ist – ist sie doch das Gegenteil zu einem erstarrten Selbstkonzept –, kann sie nur in einem never ending work in progress, nichts anderes bedeutet für mich Persönlichkeits-*Entwicklung*, immer wieder aufs Neue in der Begegnung mit sich selbst und Anderen gefunden werden, als eine Art, wie Spielhofer schreibt, „Annäherung an ein Original, das nicht vorgegeben ist“ (Spielhofer, 2004, S. 103). In der Psychotherapie ist es wichtig, dass die Psychotherapeutin eigene inkongruente Erfahrungen erkennt, „damit sie nicht unreflektiert in die Beziehung zum Klienten einfließen“, wie Spielhofer bemerkt (Spielhofer, 2004, S. 110).

Der Austauschprozess zwischen Eigenem und Fremdem, der notwendig stattfindet, führt nicht notwendig auch zu Pathologie, zu Ent-Fremdung, dem Auseinanderdriften von organismischer Erfahrung und Selbstkonzept.

Von einer Pathologie sprechen Beebe und Lachmann dann, wenn der „Säugling zunehmend die Fähigkeit verliert, seinen Zustand wahrzunehmen, sich von seiner Wahrnehmung leiten zu lassen und aktiv zur Veränderung seines Zustands beizutragen. Bei einer wachsenden beeinträchtigten Erfahrung, Urheber der eigenen Zustände zu sein“ (Beebe & Lachmann, 2004, S. 55), kann das Selbst nur etwas werden, das aus den Antworten anderer ohne Bezug zum eigenen Erleben besteht. Wir dürfen das nicht wiederholen, indem wir als Therapeutinnen meinen, die Klientinnen besser zu kennen als sie sich selbst.

Die Persönlichkeit eines Kindes entwickelt sich aus der Erfahrung der Balance zwischen Vertrautem und Fremdem, Nähe und Distanz, Entsprechung und Differenz zu einem Wesen mit eigenen Gefühlen, Gedanken und Antrieben, das ohne Entfremdungs- und Verlustängste sich in die Welt eines Anderen hineinzusetzen vermag. Die Entwicklung der Empathie für sich selbst geht also einher mit der Entwicklung der Empathie für andere.

Und was bedeutet das für die Psychotherapie?

Verstehen ist Reduktion und Bereicherung in einem, ein *Mehr und Anderes*, das sich erst in und aus der Begegnung der Einen mit der Anderen für *beide* und *zwischen* beiden wechselseitig entfaltet. Jedes Verstehen-Wollen schließt das Nicht-Verstehen-Können, auch Missverstehen ein. Nur wenn ich dieses Moment des Nicht-Verstehen-Könnens anerkenne, mag es gelingen, es so transparent wie möglich zu halten und es als weitertreibendes Moment zu nutzen: Ich bin für dich die Andere, wie du für mich die Andere bist, mein Verständnis deines Erlebens und Fühlens geht notwendig auf meinen inneren, begrenzten Bezugsrahmen zurück, der sich in der Begegnung mit dir anreichert und erweitert, so dass wir uns selbst und einander zunehmend differenzierter wahrnehmen können.

Jessica Benjamin spricht davon, dass therapeutisches Handeln letzten Endes auf bestimmten Werten beruht – „etwa auf unserer Toleranz für die eigene Unsicherheit, auf unserer Bescheidenheit, auf unserer Bereitschaft zur Anteilnahme“ (Benjamin, 2006, S. 92).

Diese Werte sind eng verknüpft mit unserem Wissen um die eigene Unzulänglichkeit in der Begegnung mit der Anderen, dem Wissen, dass wir der Anderen nie ganz gerecht werden können, verknüpft damit auch mit dem Wissen um die Grenzen unseres Verstehens. Dieses Wissen führt hinein ins Offene, Ungewisse, nicht grenzenlos Verstehbare oder Analysierbare, Kontrollierbare. Und das macht Angst.

Öffnungsangst als Angst, sich der Anderen, der Fremden, dem Fremden zu öffnen? Auf das psychotherapeutische Setting bezogen, ist damit nicht nur die Angst der Klientin, sich der Therapeutin zu öffnen gemeint, sondern im gleichen Maß die Angst der Therapeutin, sich mit ihrer ganzen Person in die Begegnung mit der Klientin einzubringen, sich offen zu halten und überraschen zu lassen.

„Der einfachste und schnellste Weg, um diese Angst zu reduzieren, ist natürlich der Rückgriff auf technisches Standardverhalten, hinter dem man sich verstecken kann“, bemerkt kritisch Daniel Stern (2005, S. 176). Sich auf diese Angst einzulassen, Ungewissheit, wie Rogers in der „Entwicklung der Persönlichkeit“ schreibt (Rogers 1961a/1973, S. 122), ertragen zu können, heißt für psychotherapeutisches Arbeiten, das Fremde in den Anderen, in uns selbst, auszuhalten. Fremdes nicht abzuwehren durch Kategorisierung und Pathologisierung oder durch die Zuflucht in theoretische Konstrukte, von denen aus alles und jeder zu erklären wäre. Es bedeutet, sich offen zu halten für Andere, für uns, und – auch

wenn es kitschig klingt – das Geheimnis und Wunder in ihnen und in uns, es bedeutet, sich das Staunen zu bewahren.

Empathie als feinfühlig und sanfte Art, mit anderen zusammen zu sein. (Carl Rogers)

Verstehen beschränkt sich nicht darauf, dass ich in mir möglichst viele der angesprochenen Gefühle erkenne, vielmehr geht es durch mimetisches, inneres Nachahmen darüber hinaus hinein ins Unbekannte. Mimetisches Nachahmen im Sinne von einer grundlegenden Bewegung folgen, einen Grundrhythmus aufnehmen, der sich im wechselseitigen Hin und Her modifiziert. Im Nachahmen, nicht Imitieren, Aufnehmen, im Teilen des Zustands, der durch das Anders-Sein auch ein Modulieren, Ergänzen, ein Weiterführen, ein gemeinsames Darüberhinausgehen, ein Wiederholen und Variieren ist, findet Veränderung statt. Diese alle Beteiligten „transformierende Affektverschiebung“ (Beebe & Lachmann, 2004, S. 204), Akzentverschiebung, dieser Übergang in eine andere Tonart, eine andere Gefühlsfärbung muss dabei zunächst nicht unbedingt in Worten explizit zum Ausdruck gebracht werden. Wiederholen und Variieren, das über das schon Bekannte hinausweist, öffnet den Blick für Möglichkeitsräume, neue Möglichkeitsformen von Leben.

Indem ich mich dem Erleben der Anderen anschmiege, ihm folge, mich ihrem Empfinden hingeebe, spüre ich, was davon mich berührt, was davon in mir anklingt, aber ich gehe als die Andere nicht darin auf. Es ist wie das Eintreten in einen Resonanzraum, wo immer wieder aufs Neue Fragen wie „Wo sind wir, wo bin ich?“ „Wer bist du und wer bin ich?“ „Wie erleben wir einander?“ anklingen, nachklingen oder auch voraushallen, nicht aber aus Angst vor Verschmelzungseinheit, sondern aus einem befreiten Miteinander heraus, in dem die Differenz erhalten bleibt. Die Differenz äußert sich u. a. auch in Fehlabbildungen, in Missverständnissen, und hält im Sich-wieder-aufs-Neue-aufeinander-Einstimmen den psychotherapeutischen Prozess in Gang.

Um diese allgemeinen Erläuterungen in den praktischen Kontext meiner psychotherapeutischen Arbeit zurückzuführen, will ich in einem Fallbeispiel die Arbeit mit einer Klientin vorstellen, aus der die Themenauswahl für diese Arbeit erst hervorgegangen ist, und in der der prekäre Umgang mit Nähe und Distanz, Annäherung und Abgrenzung, dem Eigenen und dem Fremden, Selbst- und interaktiver Regulation als Thema in Variationen immer wieder anklingt.

Fallbeispiel: Versuch einer Annäherung

Die Klientin kam vor rund zwei Jahren auf Vermittlung einer Praxiskollegin zu mir. Die Klientin ist Ende 30, wird psychiatrisch betreut. Sie ist arbeitslos und wohnt bei ihrer Mutter. Die Klientin

hat, so die Kollegin, Angst vor Blickkontakt, Menschen und lauten Geräuschen. Worauf ich mich schon beim Erstgespräch einstimme: ich stelle unsere beiden Sessel schräg versetzt zueinander, so dass die Klientin den Blickkontakt aufnehmen kann, aber nicht muss. Die Klientin ist blass, hat dunkle Haare, Ponyfransen reichen ihr bis über die Augen. Sie ist schwarz gekleidet und hat einen Rucksack mit der Aufschrift „Don't come closer“, den sie an den Fuß ihres Sessels mit der Aufschrift zu mir hin aufstellt. Sie sitzt zusammengekauert, beginnt sehr leise zu reden und knetet dabei ihre Hände. Sie erzählt von Angst, Panikattacken und möchte wieder angstfrei leben können. Ihr Leiden hat, so die Klientin, mit einem schweren Unfall eingesetzt, und sich von da an in vielen größeren und kleineren Schicksalsschlägen fortgesetzt. Nahezu komplementär zu geschilderten Lebenseinbrüchen wird auch ihr Erzählfluss wirr, gerät, was die Zeitfolge anbelangt, durcheinander, wird brüchig. Sie erzählt von ihrer Drogenabhängigkeit – seit einem Jahr ist sie nach einer Therapie clean –, dem Freund, den sie liebt, der sie aber sicherlich verlassen wird, von ihrem Asthmaleiden als Kind – sie war zwischen dem zweiten und dem vierten Lebensjahr wiederholt im Krankenhaus; in ihrer Kindheit war die Begleitung einer nahen Person, Mutter/Vater, nur sehr einschränkend erlaubt.

Am Anfang der Therapie erlebe ich das Gefangen-Sein der Klientin in Bildern und Gefühlen mit. Ich bin mit ihr in einem Leidensbild/zirkel eingeschlossen und kann dieses bedrohliche Gefangensein durch das gemeinsame Erleben zur Sprache bringen. Sie schafft es anfangs nicht, ohne meine Hilfe aus diesen Bildern, die sich meistens stark verdüstern, – Schreckensszenarien eines imaginären Hungertodes samt Haustieren etwa, weil die Mutter auf Urlaub fahren wird – wieder herauszukommen, sich davon freizumachen. Sie bleibt darin eingeschlossen, ist dieser Bildmacht hilflos ausgeliefert. Es erübrigt sich zu sagen, dass diese wiederholten Ohnmachtsgefühle eine Brücke in ihre Vergangenheit bilden. Gut spiegelt sich in diesem Gefangensein in Affekten die Hilflosigkeit als Kleinkind im klinischen Alltag wider, als ihr niemand – sie erinnert sich noch an die winkende Mutter hinter der Glastür nach der Besuchszeit – zur Verfügung stand, um ihre Angst und Ohnmacht aufzufangen, mit ihr zu teilen und damit aufzulösen.

Ich gehe mit ihr in diese Bilder-, und Gefühlswelten hinein – oft auch ganz körperlich, indem ich z. B. ihr Zappeln oder ihr rhythmisches Sich-Wiegen (worin der Versuch, sich zu beruhigen, Spannung selbst zu regulieren, enthalten ist) aufnehme und mit ihr diesem nachspüre –, ich vermag, die darin enthaltene Spannung mit ihr zusammen auszuhalten. Gemeinsam finden wir aus dieser Spannung wieder heraus. Meine innere Ruhe, die in der Spannung gleichwohl aufgehoben ist, da ich in ihr nicht aufgehe, gibt uns eine größere Freiheit und öffnet uns den Blick für die andere Seite ihrer Bilder, die durch die gespannte, angstvolle Fixierung auf das Düstere verstellt ist. Es ist dies eine farbige, bunte Seite, die sie erzählend leicht hervor scheinen lässt und wohin gut spürbar ihre Sehnsucht geht, die sie aber nicht richtig in ihre Wahrnehmung hineinnehmen

kann. D. h. ich nehme an ihrem Erleben teil, aber auch als die Andere an dessen abgewehrten Anteilen und als die Andere versuche ich, aus meinem Erspüren und Erleben heraus zu verstehen. Ich höre darauf, was in mir von ihren Gefühlen anklingt und gebe es ihr zurück. Ich höre genau hin, nehme mit allen Sinnen wahr, lasse mich von der Düsternis ihrer Bilder zwar umfassen, aber nicht gefangen nehmen und zeige ihr, was durch die Brüche in ihren Darstellungen für mich noch hervor scheint. D. h. ich spiegle nicht nur, sondern füge durch meine Wiedergabe aus meiner besonderen Wahrnehmung heraus ein für unser gemeinsames Erleben bedeutungsvolles *Mehr* hinzu. Indem wir gemeinsam in die Spannung hineingehen, gehen wir auch gemeinsam darüber hinaus. Mein ruhigeres Reden weckt in ihr einen Resonanzraum, welcher sie befähigt, in dem ruhigen, freieren Ton zurückzureden, und so weiter, hin und her. Später erzählt sie – die Klientin kann Eindrücke auf der Straße nicht filtern, Blicke und Geräusche brechen über sie herein –, dass es ihr auf der Straße manchmal gelingt, ruhiger zu sein, indem sie sich etwas, das ich zu ihr während der Stunde gesagt habe, vergegenwärtigt, nicht aber so sehr was den Inhalt anbelangt, mehr beruhigt sie der Tonfall meiner Stimme.

Die Klientin vermag es zunehmend, ihr Er-Leben umfassender, differenzierter auch – im Düsternen und Farbigen und in allen ruhigeren Zwischentönen – wahrzunehmen, so dass sie sich allmählich freier und damit angstfreier, lebendiger fühlen kann.

Die therapeutische Beziehung dient der Klientin als sichere Basis, sich in der Begegnung mit mir un-mittelbar (ohne Mittel eben) und differenzierter zu spüren, indem sie sich auf unsere Begegnung als einem Zusammentreffen von Eigenem und Fremdem einlassen kann, manchmal noch mit der Angst, sich in der Anderen zu verlieren, aber durch die Erfahrung positiver Gegenseitigkeit und eines entspannten Miteinander – indem ich mich auf sie zwar einstimme, mich auf sie im Versuch zu verstehen einlasse, sie weder verschlinge noch mit ihr verschmelze und sie auch nicht verlasse – mit gestärktem Selbst daraus hervorzugehen.

Die Fallstudie sollte den Weg beschreiben, der kraft mimetischer Nachahmung gemeinsam ins Innere geleitet. Er führt aber nicht nur ins Innere der Klientin allein, sondern als Begegnung in einen *Resonanzraum*, in welchem das Vertraute im Fremden und das Fremde im Vertrauten für Klientin und Therapeutin gleichermaßen anklingen. Er führt in einen Resonanzraum hinein, indem wir den minimalen Regungen folgen, *nachahmen*, *wiederholen* und im Wiederholen *variieren*, und er führt darüber hinaus, indem wir das, was in der Bewegung des Hin und Her zum Ausdruck gebracht wird und auch was darin nicht zum Ausdruck gebracht wird, aber im Ausgedrückten wahrnehmbar ist, in einen Sinn-, einen Bedeutungszusammenhang, in einen Kontext übersetzen.

Zum Schluss

„Die Frage nach der Verpflichtung oder der Möglichkeit, die Differenz zu bewahren, ohne den Anderen zum gleichen zu machen – die ‚ethische Frage‘ – ist zum logischen Gegenstück der Frage nach dem Subjekt geworden“ (Jessica Benjamin).

In der mimetischen Nachahmung berühren sich Fremdheit und Vertrautheit, sie reichern sich in der Berührung an, wandeln sich einander anverwandelt um, und gehen doch nicht ineinander auf. Wäre damit Empathie als mimetisches Verstehen der Versuch, das Besondere im Allgemeinen, die besondere Person im gesellschaftlich Allgemeinen, die Differenz, also das zu bewahren, was durch das identifizierende Denken durch die Ein- und Unterordnung unter das Allgemeine verloren geht? Sowenig auch das Besondere ohne

Bezugnahme auf das Allgemeine zu bestimmen, zu verstehen ist, so wenig ist es mit ihm identisch. Besonderes und Allgemeines stehen dabei nicht nebeneinander, sie sind wechselseitig aufeinander bezogen. An der Bedeutung der Differenz in der Erfahrung von Gegenseitigkeit, von Bezogenheit festzuhalten, schützt davor, das Besondere dem Allgemeinen einfach unterzuordnen und erhält damit auch eine ethische Dimension: das gesellschaftlich Allgemeine nicht länger von seiner Verantwortung für die besondere Andere zu entheben. Das Leiden der Einzelnen ist nicht ein rein persönliches, intra-, innersubjektives Leiden, ein rein privates Leiden, sondern als intersubjektives immer auch ein Leiden an der Gesellschaft, in der die notwendigen Bedingungen, die zur Entfaltung des Einzelnen wie der Gemeinschaft nötig sind, weitgehend nicht gegeben sind. Psychotherapie greift daher zu kurz, wie Peter Schmid bemerkt, „wenn sie nicht auch ihre soziale und politische Dimension mitbedenkt und mit Soziotherapie Hand in Hand geht.“ (Schmid, 2007, S. 46).

Literatur

- Adorno, T.W. (1974). *Philosophische Terminologie*. Bd. 2. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Beebe B. & Lachmann, F.M. (2004) (Hrsg.). *Säuglingsforschung und die Psychotherapie Erwachsener*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Benjamin, J. (2006). Tue ich oder wird mir angetan? Ein intersubjektives Triangulierungskonzept In M. Altmeyer & H. Thomä (Hrsg.), *Die vernetzte Seele. Die intersubjektive Wende in der Psychoanalyse* (S. 65–107). Stuttgart: Klett-Cotta.
- Wakolbinger (2005). Mutterschaft und Personzentrierte Psychotherapie. *Person*, 9(2), 131–141.
- Dornes, M. (2000). *Die emotionale Welt des Kindes*. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag.
- Heinerth, K. (2007). Differenzielles Verstehen bei verzerrter und versperrter Symbolisierung. In J. Kriz & T. Slunecko (Hrsg.), *Gesprächspsychotherapie. Die therapeutische Vielfalt des personenzentrierten Ansatzes* (S. 269–285). Wien: Facultas Universitätsverlag.
- Klöpfer, M. (2006). *Reifung und Konflikt*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Rogers, C.R. (1961a/1973). *On becoming a person. A therapist's view of psychotherapy*. Boston: Houghton Mifflin (*Entwicklung der Persönlichkeit. Psychotherapie aus der Sicht eines Therapeuten*). Stuttgart: Klett).
- Rogers, C.R. & Schmid, P.F. (1991). *Person-zentriert. Grundlagen von Theorie und Praxis. Mit einem kommentierten Beratungsgespräch von Carl Rogers*. Mainz: Grünewald.
- Schmid, P.F. (2007). Begegnung von Person zu Person. Die anthropologischen Grundlagen Personzentrierter Psychotherapie. In J. Kriz & T. Slunecko (Hrsg.), *Gesprächspsychotherapie. Die therapeutische Vielfalt des personenzentrierten Ansatzes*. (S. 34–48). Wien: Facultas Universitätsverlag.
- Spielhofer, H. (2004). Psychotherapie als Prozess der Anerkennung. *Person*, 8(2), 102–113.
- Stern, D.(2005). *Der Gegenwartsmoment*. Frankfurt am Main: Brandes & Apsel.
- Tophoven, E. (2006). Im Lichtstrahl der Gefangenen. *DIE ZEIT*, Nr. 16.
- Waldenfels, B (1997). *Topographie des Fremden*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Zurhorst, G. (2007). Die therapeutische Beziehung in der Gesprächspsychotherapie. Jenseits von Deutungs- und Manipulationsmacht. In J. Kriz & T. Slunecko (Hrsg.), *Gesprächspsychotherapie. Die therapeutische Vielfalt des personenzentrierten Ansatzes* (S. 79–92). Wien: Facultas Universitätsverlag.

Autorin:

Gabriela Schreder, geb. 1958, Studium der Philosophie, Geschichte und Kommunikationswissenschaften. Child Guidance-Institut für Erziehungshilfe Wien, freie Mitarbeiterin beim Verein P.A.S.S./Hilfe bei Suchtproblemen, Psychotherapeutin in freier Praxis.

Korrespondenzadresse:

Dr. Gabriela Schreder
1090 Wien, Widerhofergasse 5/20
E-Mail: g.hofer-schreder@aon.at